

## Hermann Kesten-Preis des deutschen PEN-Zentrums, 18.11.21 in Darmstadt

Dankesrede von Irena Brežná

### Moralischer Kompass

Sehr geehrte Frau Staatssekretärin, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, liebe Kolleginnen und Kollegen, sehr geehrtes Publikum

„Freiheit heißt immer Gefahr. Freiheit heißt Widerstand gegen ein autoritäres Kollektiv. Freiheit ist zu fürchten. Freiheit ist das Schreiben.“ Diesen Freiheitsbegriff vertrat der russische Literaturwissenschaftler und Schriftsteller Andrei Sinjowski, der 1966 wegen seiner Literatur, die er im Westen unter dem Pseudonym Abram Terz publiziert hatte, zu sieben Jahren Haft verurteilt wurde. Sein Lebenszentrum war das Schreiben, das ihm auch im Straflager half: „Man begreift, dass man ein verlorener Mensch ist. Aber ausgerechnet in dieser Atmosphäre des Todes wird der Wunsch geboren, dem zu trotzen. Ich muss überleben, nicht bloß physisch, sagte ich zu mir und schrieb, um mir selbst zu beweisen, dass ich trotz der anstrengenden körperlichen Arbeit Schriftsteller geblieben bin.“

Nach der Verbüßung der Strafe wurde Sinjowski ausgebürgert, und ich interviewte ihn zwei Mal in seinem Häuschen mit Garten in einem Pariser Vorort, wo er sieben Jahre lang an seinem Buch „Gute Nacht“ arbeitete. Die Erinnerungen sind eine Poetisierung der menschlichen Reaktionen unter extremen Bedingungen, so etwa empfangen die Gefangenen kosmische Wellen in den Zellen, doch der Autor schmälert dadurch die Grausamkeiten des monströsen Gulag-Systems keineswegs.

Im Kalten Krieg herrschte im Westen eine vereinfachte Sichtweise vor, dass diese oft direkt aus den Lagern in europäischen Metropolen gelandeten Regimekritiker nun endlich glücklich sein müssten, die Luft der Freiheit zu atmen. Dabei haben alle, mit denen ich Anfang der 80-er Jahre Gespräche für die deutschsprachige Presse führte - es waren über zwei Dutzend, vor allem Männer und vorwiegend aus der Sowjetunion, einige aus der Tschechoslowakei, aus Kuba und einer aus der Türkei - überzeugend dargelegt, dass sie nicht erst die äußere Freiheit erlangen mussten, um im Innern frei zu sein. Die Kampferproben vermissten hier die ihnen eigene Prinzipientreue, die Bereitschaft zu Entbehrungen, sie konnten weder mit den Kompromissen der Demokratie noch mit Annehmlichkeiten des Konsums viel anfangen, hatten Geldsorgen, vermochten die sprachliche Barriere kaum zu überwinden, fanden keinen Anschluss, verstanden die politische Situation in ihren Gastländern nicht. Sie blieben sich aber selbst treu sowie dem Thema der Menschenrechte, informierten die westliche Öffentlichkeit über die Zustände hinter dem Stacheldraht und setzten sich weiterhin für ihre verfolgten Gleichgesinnten ein.

Sinjowski lebte intellektuell im Mikrokosmos der russischen Emigrantenkreise, und galt dort als Provokateur. Er erklärte mir:

„Hier im Exil verstärkt sich alles. Auch im Arbeitslager hatten wir Streit, ich saß dort zusammen mit russischen Nationalisten, ideell waren wir Feinde, doch, weil wir von KGB-Leuten umzingelt waren, halfen wir uns gegenseitig. Da uns im Exil keine gemeinsame Gefahr umgibt, nimmt der Antagonismus zwischen uns solche immensen Formen an.“

Yilmaz Güney erzählte mir kurz vor seinem Tod in Paris, wie er den Übergang vom Leben eines beliebten Schauspielers ins Dasein in der Zelle bewältigt hatte. Als er nach dem Militärputsch in der Türkei 1960 zum ersten Mal verurteilt worden war, habe er zu sich gesagt: „Im Gefängnis hast du die besten Voraussetzungen, Schriftsteller zu werden, hier musst du viel lernen, dich für deinen Beruf, die Kunst, vorbereiten. Diese Zeit wirst

du gut für dich nutzen“. Güney schrieb hinter den Mauern einen Roman und während der späteren Gefängnisaufenthalte Artikel sowie Drehbücher. Güney, ein Anhänger des albanischen kommunistischen Modells, und zuletzt verurteilt wegen eines unbewiesenen Mordes an einem Richter, versteckte sich vor den türkischen Behörden in Frankreich, wo er sich unverstanden fühlte. Die französische Filmkritik fand, dass er es in seinem Film «Die Mauer», der von einem Jugendgefängnis handelt, mit der Gewaltdarstellung übertrieben hätte. Güney verteidigte sich im Gespräch, er habe das wirkliche Ausmaß an Grausamkeit sogar gesenkt, um glaubwürdig zu wirken.

„Das Exil hat etwas mit dem Gefängnis gemeinsam. Es ist die Entwurzelung und die unvorhergesehene Begegnung mit einer fremden Umwelt“, sagte mir der tschechische Satiriker und Fernsehredakteur Vladimír Škutina, der 1969 zu vier Jahren und zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden war, weil er nach der Okkupation der Tschechoslowakei durch die Truppen des Warschauer Paktes im Fernsehen Witze über die Besatzer gemacht hatte.

Škutina sah eine weitere Parallele zwischen der Isolationshaft und dem Exil - die Kreativität: „Ich hatte in der Zelle überhaupt nichts, vier kahle Wände, ein Loch im Boden und ein Bett und so vertrieb ich mir die Zeit damit, dass ich mir Geschichten ausdachte. Ich musste sie mir oft wiederholen, um sie nicht zu vergessen, und das nenne ich einen Reifeprozess. Ich habe mir meine Bücher in der Zelle ausgedacht und sie in Zürich zu Papier gebracht.“

Irina Griwnina war Mitglied der Moskauer Gruppe gegen politischen Psychiatriemissbrauch, wofür sie mit Gefängnis und anschließender Verbannung bestraft wurde und nach der Ausbürgerung in Amsterdam lebte. Ihre Strategie, sich Würde während der Haft zu bewahren, habe darin bestanden, bei Verhören eine Mauer zwischen sich selbst und den KGB-Leuten zu errichten. „Man darf sich vor ihnen nicht fürchten, und wenn man im Tiefen Angst spürt, nachts ins Kissen weint, muss man ihnen vom ersten Moment an ohne Worte zu verstehen geben, dass man niemals das tut, was sie verlangen, sogar in Todesgefahr nicht.“

Im Dezember 1989 traf ich Griwnina zufällig wieder, während der Samtenen Revolution im Prager Bürgerforum, wohin sie kam, um mit Václav Havel ein Gespräch für eine holländische Zeitung zu führen. Für mich war es der erste Tag in der alten Heimat nach einer einundzwanzigjährigen Zwangstrennung, ich war aufgewühlt und gleichzeitig als Beobachterin auf Reportagereise. Als ich Griwnina freudig auf Russisch begrüßte, erschrak sie und fing an mit mir Englisch zu sprechen, denn sie wollte in Prag nicht mit der Okkupation assoziiert werden. Zwar bewies sie damit Gespür für ein Tabu, doch ich ermutigte sie trotzdem Russisch zu sprechen, schließlich würde es in Mitteleuropa erst dann ein gutes Leben geben, wenn hier alle Sprachen erklingen dürften.

„In wie viel tausend Gefängniszellen ist die Menschheit wohl auf und ab gegangen, um voranzukommen“, schrieb der tschechische Journalist, Schriftsteller und Kommunist Július Fučík, der wegen seiner Texte gegen das Protektorat Böhmen und Mähren 1942 von den Nazis erhängt wurde. Im tschechoslowakischen Nachkriegssozialismus war die Schullektüre seines Buches „Reportage unter dem Strang geschrieben“ für mich als Zwölf-Dreizehnjährige eine Art Erweckungserlebnis – es gibt folglich nicht nur ein dem Menschen von Menschen zugefügtes Leid, sondern auch das geschriebene Wort als Widerstand. Später als junge Emigrantin auf der Suche nach einer gesellschaftlichen Aufgabe und einem moralischen Kompass machte ich die Stimmen derer publik, die in Zellen auf und ab gegangen waren und den Unrechtregimen Sterbehilfe geleistet haben.

Wenn heute meine Arbeit vom PEN-Zentrum Deutschland gewürdigt wird, dann denke ich an all jene, die mich mit ihrer Standhaftigkeit zum Schreiben inspiriert haben - in der erworbenen fremden deutschen Sprache, in der ich meine eigene Stimme fand. Danke für den Hermann Kesten-Preis.